

## Das interkulturelle Café

Es ist Samstagnachmittag in Stone Town, Sansibar. Nicht irgendein Samstag: Mein letzter Tag auf der Insel, bevor ich zurück nach Deutschland reise. Zweiundneunzig Tage war ich nun hier, gearbeitet habe ich als Lehrer in einem kleinen Fischersdorf im Süden der Insel. Heute war auch mein letzter Arbeitstag; statt jedoch wie sonst den Schachclub zu leiten, sollte ich die Schülerinnen und Schüler ein letztes Mal auf die anstehenden Klassenarbeiten vorbereiten. Die Kinder waren nicht begeistert, ich genauso wenig. Gut nur, dass sich die Rektorin zusammen mit vielen anderen Mitarbeiterinnen des Campus auf den Weg in den Norden der Insel gemacht hatte, um dort einen großen und beliebten Markt zu besuchen. Ich wäre gerne mitgekommen, wurde allerdings nicht gefragt. Schade eigentlich.

„Sei's drum“, sagte ich mir, mir selbst verheimlichend, wie sehr sich diese finale Exklusion – pardon: Exkursion – auf meine Stimmung auswirkte. Ich packte nach den Wiederholungsstunden meinen Koffer und begab mich ohne weiteren Abschied zu der nächsten Haltestelle, wo innerhalb weniger Minuten ein Dala-Dala hielt und mich in Richtung Stone Town brachte. Mein ungesichert auf dem Dach des kleinen Busses liegender Koffer schaffte es ebenso wohlbehalten wie ich an die Endstation des Dala-Dala; nach einem Umstieg und einer holprigen Fahrt durch die staubig-engen Straßen der mir so lieb gewonnenen Stadt stieg ich in der Nähe des Krankenhauses aus und lief für zehn Minuten, bis ich an dem Café ankam.



*In den Gassen von Stone Town*

Es ist ein kleiner, schnell übersehener und überschaubarer Laden, durch seine gemütliche Einrichtung lädt er jedoch zum langen Verweilen ein. Er liegt an der Ecke zwischen zwei kleineren Straßen, die offenen Türen an beiden Seiten erlauben einen hervorragenden Ausblick auf die vorbeiziehenden Menschen, von denen viele von ihr angesprochen werden. Ein kleiner Ort, der neben Kaffee auch Seifen, Kleidung und Puppen verkauft, ist über die letzten Wochen zu meinem liebsten Ort auf Sansibar geworden, und das ganz ohne Meerblick, große Menüs oder den besten Kaffee der Stadt (hierfür empfehle ich das Zanzibar Coffee House).

Sie sieht mich, ihre Augen strahlen auf, sie kommt in einem für ihre Verhältnisse rasenden Tempo auf mich zu und umarmt mich für eine halbe Unendlichkeit. Eigentlich haben wir schon am vergangenen Mittwoch Abschied genommen, meine Planung für das Wochenende stand bis dahin aber noch nicht fest. Nun bin ich wieder hier, unangekündigt stehe ich in der Türschwelle ihres Cafés. Sie fragt nicht, was ich hier mache oder was passiert sei, sie hält mich umschlossen, ich spüre ihre glühende Wange an meiner Schulter. Umarmungen fühlen sich immer noch komisch an in einem Land, in dem sie eigentlich verboten sind. Vor meinem Aufenthalt hier habe ich sie nie als anstößig wahrgenommen, im Gegenteil war es zum Teil ein vielbedeutender Affront, gute Bekannte nicht zu umarmen. Drei Monate auf Sansibar haben dazu geführt, dass sich diese Begrüßung wie ein gebrochenes Tabu anfühlt, wie eine

mutige Entscheidung und eine wahre Geste der Freundschaft, wo sie in Deutschland immer mehr symbolischen Wert zu haben schien. So oft man es eigentlich bei einer letzten Verabschiedung belassen sollte und der Suche nach einer verlorenen Zeit nicht durch die Besuche altbekannter Orte und Namen nachkommen darf, so sehr bin ich über meine Entscheidung erfreut, lieber hierhin gefahren zu sein als auf die Ankunft derjenigen zu warten, die mich so rücksichtslos in der Schule zurückgelassen haben.

Die halbe Unendlichkeit ist vorbei, der Druck in ihren Armen lässt nach, stattdessen weist ihre linke Hand auf die hinter ihr stehende Bank und lädt mich zum Sitzen und Reden ein. „Wie in den guten alten Zeiten“, denke ich; ein komischer Gedanke für ein Ereignis, das man erst vor wenigen Tagen noch hatte und das einem erst in den kommenden Wochen als ein besonders wichtiges Erlebnis der Vergangenheit erscheinen sollte. Ich schmunzle, wo ich eigentlich ein Verfechter der melancholischen Schule und deren Auffassung bin, dass sich das Schöne immer erst im Vorübergegangenen zeigt, in diesem Moment aber eines Besseren belehrt werde. Sie fragt nicht, was ich trinken möchte, sondern bereitet einen



*Das gemütliche "interkulturelle" Café*

Mango-Lassi für uns beide vor, während sie mir ruhig zuhört, was mich von dem Campus weg in die Umarmung des Cafés geführt hat. Sie ist nicht erstaunt oder überrascht, aber ein Funken der Enttäuschung und des Mitleids zieht sich über ihr Gesicht. „Pole“ ist die kurze Bekundung ihrer Emotionen, bevor sie mich mit ihrer Freude darüber tröstet, dass ich jetzt an einem Ort bin, an dem ich den Leuten etwas bedeute. Ich stimme ihr zu und trinke den ersten Schluck des kühlen Getränks, das soeben ohne Untersetzer auf den Holztisch vor mir gestellt wurde. Das süßsaure Aroma wischt die bitteren Erinnerungen erstaunlich gut weg. Wir reden über dieses und jenes: Das Café läuft nicht gut, denn es ist Mai, die Touristen lassen noch auf sich warten. Sie überlegt, morgen in die Kirche zu gehen, doch ihr Kind ist wieder krank und braucht so viel Aufmerksamkeit, wie sie neben einer Sieben-Tage-Woche und täglichen Zwölf-Stunden-Diensten aufbringen kann. Ihr Sohn ist zwei Jahre alt, sie ist alleinerziehend. Der Vater ist während ihrer Schwangerschaft geflüchtet, ein Kind würde zu viel Geld kosten. Sie war nicht erstaunt oder überrascht, sondern hat die Scham und Schuld seitdem in und gegen sich gekehrt. In ihr brodelt vieles, aber in einer christlich-frommen Leidenschaft und einer durch ein schweres Leben entstandenen Demut lässt sie nur guten Freunden etwas anmerken, dem Rest der Menschheit hält sie das freudenstrahlende Gesicht einer Bilderbuch-Afrikanerin hin. Sie hätte gerne ein anderes Leben mit einer Arbeit, die sie zu ihrer Kirche gehen lässt und ihre Rolle als Mutter wertschätzt, mit einer weniger dunklen Vergangenheit, die ihr das Zittern und die Angst im Dunkeln erspart, mit einem Ehemann und Vater ihres Kindes, der ihr ein Familienleben ermöglicht und sie vor dem Gespött der Stadt schützt. Sie fragt Gott nicht mehr nach seinen Entscheidungen, seitdem er in einer besonders dunklen Nacht mithilfe eines Mädchens ihr Leben und das ihres Sohnes vor einem verfrühten Ende bewahrt hatte, bevor er ihr das Mädchen nahm, das sich neben ihrem Sohn in ihr formte. Sie sieht es als ihre Verfehlung, zu schwach für sowohl das Leben als auch den Tod gewesen zu

sein, und fühlt sich nun zu ersterem gezwungen. Ich erinnere mich gut an ihre Reaktion auf mein betrübtetes Gesicht, als sie mir all das erzählt hatte. Sie sagte mir, das hier sei Afrika und was ihr widerfahren ist kein Einzelfall, bevor sie das Thema wechselte. Schmerz vergeht, solange man Gottes Angesicht vor Augen behält, sagt sie. Eine schöne Antwort für jemanden, der besser weiß, als zu fragen.

Ein junger Mann mit einem alten Gesicht betritt das Café; sie kennt ihn, ich habe ihn eingeladen. Er wollte bereits vor einer halben Stunde angekommen sein, was mich verblüffte, hatte er damit doch seine durchschnittliche Verspätung bei weitem unterboten. Es sind die kleinen Zeichen der Wertschätzung, die einen hier von Wohlgesinnung überzeugen können, auch wenn sie in Deutschland als Unhöflichkeit aufgefasst werden würden. Über meine Zeit auf der Insel ist er zu einem meiner besten Bekannten geworden, vielleicht sogar einem Freund. Eigentlich als Mediziner ausgebildet, wurde er von der Schule als Lehrer eingestellt, in der ich ihn über die letzten Monate unterstützt habe. Auch er strahlt eine Jovialität nach außen aus, die ich in Deutschland nur von denen kenne, die längst aufgegeben haben und nun ein Leben absoluter Freiheit genießen. Der große Unterschied zwischen beiden: Schaut man in sie, sieht man Alpträume; sein Kopf hingegen befindet sich nie an einem bestimmten Platz, sondern in von außen kaum erkennbaren Visionen einer besseren Zukunft. Gestern habe ich noch mit ihm gespaßt, dass er mir jeden Tag mit erstaunlicher Verlässlichkeit eine neue Karriere vorgeschlagen hatte, die ihn zu großem Reichtum und Ruhm verhelfen würde. Ob Rapper und Sänger, Boxer und Schachspieler, Fußballer und Schauspieler, Imam und Businessmann, Politiker und Präsident, er blieb ein Mann großer Ideale und kleiner Taten.

Erstaunlicher als die Vielfalt und immer-neue Frische seiner grünschnäbligen Höhenflüge ist sein Ansatz, sie zu erreichen, in seinen Worten: „Ich schaue, welchen dieser Berufe Allah mir zuerst zukommen lässt“. Er fragt Gott häufig, wo es hingehen wird, hört dessen Antworten allerdings lieber mit Über- als Demut. Als Lehrer sieht er sich nicht, ich habe oft genug seinem Frontalunterricht beigewohnt und seine Tiraden über den Umgang anderer Lehrkräfte mit den Schülerinnen und Schülern gehört, um diese Ansicht vollumfänglich zu unterstützen. „Die Kinder lernen nur, wenn sie Angst vor mir haben“ war für mich eine ganz neue Art, Infantilität auszudrücken; meine Angebote, ihm „moderne“ bildungswissenschaftliche Methoden beizubringen, wurden aufgrund ihrer fehlenden Militanz abgelehnt. Lieber ist es ihm, während des Unterrichts mit seinen Freunden zu telefonieren oder in den von mir vorbereiteten Stunden ein Nickerchen zu halten. Vielleicht doch lieber ein Bekannter...

„Ay Sir, how are you?“, begrüßt er mich während unserer Umarmung – das Gefühl des Tabus bleibt aus, die Befremdung darüber, als „Sir“ angesprochen zu werden, bleibt – und setzt sich zu uns. Sie sprechen ein paar Sätze auf Swahili, erinnern sich dann, dass ich nicht folgen kann, und reden auf Englisch weiter. Nettigkeiten werden ausgetauscht, über Schule und Café sinniert, dann wenden sie sich mir zu. Auch er war heute an der Schule, während der von mir gehaltenen Stunden ist ihm mein Frust über die Vorfälle des Morgens mehr aufgefallen als mir selbst. Es befremdet mich bis heute wie ein Mensch, der sich sonst durch mangelnde Empathie ausgezeichnet hat, an gewissen Tagen besser als ich selbst weiß, dass es mir nicht gut geht. Gestern gab es zudem auch eine Abschiedsparty für mich, während der er den Platz direkt neben mir gesucht und bei der mir geltenden Laudatio mehrere Tränen mit verhülltem Gesicht vergossen hatte. Vielleicht doch ein Freund...

Ich erinnere mich an eine Äußerung, deren Urheber mir nicht im Kopf geblieben ist, ihr Inhalt jedoch schon: „Den Menschen dieser Insel liegt eine gewisse emotionale Unsensibilität zugrunde“. Auch meine Entgegnung ist mir im Kopf geblieben, sie bezog sich auf die muslimische Prägung des Landes und wie sie vermeintlich oft dafür sorgt, dass menschliche Interaktionen überinterpretiert werden. Ein Mann redet in einem geschlossenen Raum mit einer Frau: In meinem Leben in Deutschland vollkommen normal, hier ein Diskussions- bis hin zu Abmahnungsgrund. Umarmungen und Körperkontakt: Sonst Freundlichkeits-, hier Liebesbekundungen. Eine Nettigkeit wie eine geliehene Regenjacke kommt einer Mitgift gleich. All diese Einstellungen waren bis dato für mich Ausdruck einer zum Teil schwer nachvollziehbaren Sensibilität für das Zwischenmenschliche. Mein Gesprächspartner hielt dagegen. Sein Punkt sage aus, dass es den Menschen Sansibars egal sei, was mit den Menschen passiert, die sie auf diese Weise verleumdern. Bei jeder nachfolgenden Reflektion dieser Diskussion musste ich wieder an die Leiden der alleinerziehenden Cafébesitzerin denken. Doch nicht nur an sie: Auch der soeben eingetretene Lehrer ist umgeben von Gerüchten. Er habe die Tochter eines Soldaten verführt und wurde von diesem dafür geschlagen, er habe eine Freundin und würde diese betrügen, manche würden sogar so weit gehen und ihn als „Träumer“ beschimpfen – letzteres sieht er als besonders arg an.

Stimmt es also, die Sache mit der emotionalen Unsensibilität? Meine Gedanken wandern unwillkürlich zu dem Dorf, in das ich zu Beginn meiner Gymnasialzeit mit meinen Eltern gezogen bin. Als eine Familie, die weder Schützenfeste noch Nachbarschaftsfeten oder Weihnachtsmessen besucht, ranken sich auch um uns erstaunliche Erzählungen. Ob es die fromm-christliche Gemeinschaft wohl kümmert, was wir davon halten? Ich habe eine starke Vermutung, deren Wahrheit ich sicherlich an einem netten Grillabend im Rahmen des nächsten Straßenfestes bei einer knackigen Grillwurst und einem kühlen Krombacher erfahren könnte. Schade eigentlich, oder in den Worten meiner Mutter: „Lasse redn“.

Ich erzähle ihnen viel von Deutschland: von meinen Freunden, meiner Familie, unseren Hunden, der Universität, meiner Arbeit. Manchmal fühlt es sich so an, als würde ich mit einem goldenen Ticket vor ihren Gesichtern herumwedeln. Der ewig-träumende Lehrer hat auf all meine Geschichten die gleiche Antwort: „Eines Tages komme ich auch mal nach Deutschland“. Er verspricht sich dort Reichtum und schöne Frauen, einen Porsche und ein großes Haus. Die Kluft zwischen unseren Welten ist vielleicht also doch nicht so groß wie ich angenommen hatte, materielle Verblendung scheint ein universales Phänomen zu sein. Auch sie freut sich, wenn ich von diesen Dingen erzähle. Bis ich sie besser kannte hatte ich Sorge, die sie auffressenden Gedanken zu verschlimmern, mittlerweile weiß ich, dass sie seit einer besonders dunklen Nacht ausschließlich für und durch andere und deren Glück lebt und sich selbst in allen Belangen hintenanstellt. Ich weiß auch, dass beide in verschiedenen Sphären leben: Nicht nur Lehrer und Cafébesitzerin, Moslem und Christin, fünfundzwanzig und achtundzwanzig Jahre alt, in Träumen und Alpträumen gefangen, sondern auch geborener Zanzibari und zugezogene Mainlanderin. Besonders letzteres sollte mich über meine Zeit immer wieder überraschen: Sansibar mag zwar ein semiautonomer Teil Tansanias sein, aber zwischen beiden Gebieten und ihren Einwohnern herrscht oft eine solche Fremde, dass Menschen aus Tansania auf der Insel eine Art Kulturschock erfahren, der in vielen

Unterhaltungen im Lehrerzimmer, dem gemeinsamen Wohnraum, auf der Straße oder im Café das Verhältnis von Verständnis und Missverständnis stark beeinflusst.

Auftritt des Dritten – pardon: Vierten – in der Runde: Mit bestimmtem Schritt und schwungvoll bewegt nimmt er das Café ein und zieht alle Blicke auf sich. Ein weit geöffnetes Hemd um einen dünnen Körper, schlaksige Gliedmaßen um einen langen Torso, darauf ein Kopf mit wild um sich schauenden Augen und einem imposanten Bart, der bei jedem Gespräch von seinen Trommelschlägerfingern unablässig gekraut wird; ein Wirbelwind in Menschenform. Ich kenne ihn, sie kennt ihn, doch eingeladen hat ihn keiner. Nicht weiter schlimm, denn er ist gern gesehen: Ohne nachzufragen setzt er sich zu der Runde, stellt sich bei dem Lehrer nicht vor, die wilden Augen wandern und irren, stürmen über Außen- und Innenleben des Cafés und bleiben an mir hängen. Er weiß, dass dies mein letzter Tag auf der Insel ist, vielleicht ist er unter anderem deshalb hier. In seinen Plänen herrscht unbestimmte Pünktlichkeit und wirre Ordnung, seit unserem ersten Zusammentreffen wagte ich zu bezweifeln, ob er überhaupt weiß, was man in seinem Kopf findet. Bevor er jedoch über meinen Abflug und das Leben anderer Menschen spricht, werden wir über den Stand des seinen unterrichtet: Die Renovierungsarbeiten in seinem Restaurant (es ist von dem Café aus sichtbar) sind abgeschlossen, heute ist der Eröffnungsabend, sein neues Hotel wird erst morgen vervollständigt. Er wirkt recht zufrieden, doch liegen seine Augen nicht mehr auf mir, sondern der Zukunft nach all den Eröffnungen, Festen und Finanzen. Ich habe ihn bisher nur einmal in einem ruhigen Zustand gesehen, in einer hellen Nacht haben Gespräche über Götter und Welten in die Persönlichkeit des jeweils anderen geführt und mir das offenbart, wovon ich bereits in Kenntnis gesetzt worden war: Er ist homosexuell.

Noch vor seiner „Beichte“ wusste ich es von ihr, sie hatte mich gewarnt, die Wörter „Krankheit“ und „Sünde“ benutzt. Sie wollte mich beschützen vor einem Übergriff, der niemals kommen würde, vielleicht vor einer Übertragung etwas nicht Übertragbaren, vielleicht vor der Überzeugung, die ich ihr mehrfach davor geschildert hatte: Ich teile ihre Ansicht nicht, ich finde sie im Gegenteil vollkommen unvereinbar mit meinen Werten. Sie war bei jedem dieser Gespräche geschockt, wie man so denken kann; ich war es auch. Und dennoch: Sie begrüßt ihn glücklich und bereitet noch eine Runde Mango-Lassis vor. Er weiß nichts von ihrer Kenntnis über seine Sexualität, ist sich aber darüber im Klaren, wie sie als fundamentale Pentecost-Christin darüber denkt. Es gibt zwischen ihnen und mir keine Fronten, keine Angst, kein Zögern, nur scheinbare Geheimnisse.

Ich erinnere mich zurück an die Gespräche, die vor seiner Offenbarung mir gegenüber zwischen uns verlaufen sind. Wir sprachen über seine Religion (er ist Hinduist), seinen Lebensstil (er ist Alkoholiker) und den Islam (er ist kein Fan). Es war eine holprige Fahrt über vermeintlich vermintes Gebiet, doch schienen wir auch trotz aller Differenzen Bekannte, vielleicht Freunde zu werden. Meine Anmerkungen über Winston Churchill als Beispiel eines funktionellen Alkoholikers wurde von ihm ebenso wenig enthusiastisch aufgenommen wie seine islamophoben Äußerungen von mir, besonders von letzterem scheint mir hier nichts erwähnenswert.

Das Gefühl des Tabus beschwingt ihn so häufig wie es ihn bestürzt. Er weiß, dass es für ihn eigentlich unmöglich wäre, auf dieser Insel und in dieser Stadt zu leben. Doch hat er das Geld,

um Leute mit Augenzwinkern und Ellipsen alles Nötige wissen zu lassen und doch nicht angegriffen zu werden. Natürlich weiß seine Haushälterin, woher die leeren Weinflaschen kommen und was die Geschäftsbesuche anderer Männer zu später Stunde bedeuten, doch wird sie zu gut bezahlt, um mehr zu machen als solche Begebenheiten weiterzuerzählen und sich in dieser Erzählung über ihren Arbeitgeber zu schämen. Doch ob es die Scham anderer und das Tabu, ja die Unmöglichkeit seiner Existenz ist, was ihn zu jugendlicher Extravaganz führt (er ist immerhin auch erst achtundzwanzig) oder einsame Nächte verschlimmert, werde ich wahrscheinlich niemals wissen können. Schade eigentlich.



*Das Café, mein liebster Ort in Stone Town*

Ich schaue mich um. Ein beschauliches Café im Zentrum von Stone Town, an einem Tisch sitzen eine Christin, ein Moslem, ein Hinduist und ich. Alternativ: Eine Frau aus Tansania zusammen mit Männern aus Sansibar, Indien und Deutschland. Möchte man es nicht wie die Vorbereitung auf einen fragwürdigen Witz klingen lassen, formuliert man es vielleicht lieber so: Ich sitze mit Bekannten, vielleicht sogar Freunden, an meinem liebsten Ort auf Sansibar. Ich schaue zwischen uns: Wer bin ich hier und jetzt, am Kopf dieses Tisches? Ein Abreisender? Ein Vermittler? Ein Fremder, Bekannter, Freund oder Vertrauter? Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich durch die vielen Gespräche, die ich mit diesen Menschen geführt habe, mich selbst vergesse. Blättert mein Lack oder färbt er auch ab? Wachsen wir zusammen oder frage ich einfach nur weniger? Manche Fragen finden ihre Antworten nicht in Worten, sondern Gefühlen. Und was ist Kultur mehr als das Gefühl des Gemeinsamen?

Seit meiner Ankunft ist für mich nichts spannender als der Prozess des Übersetzens. Keiner der hier Sitzenden hat Englisch als Muttersprache erlernt, das hier Geschriebene hat sich ebenfalls nicht auf Deutsch ereignet und nimmt durch diese Übersetzung unweigerlich einen anderen Wert und Geschmack an. Ich habe nicht die Möglichkeit, die portraitierten Menschen selbst sprechen zu lassen, sondern zeichne Karikaturen dessen, was mich an ihnen fasziniert hat. Ich bin mir zudem sicher, dass zumindest der Lehrer mit meiner Beschreibung von ihm nicht einverstanden wäre. Gleichzeitig weiß ich nicht, ob es geholfen hätte, Beschreibungen von ihm auf Englisch oder Swahili zu erstellen. In den Übersetzungen von Traum zu Ideal zu Selbstbild zu Persönlichkeit zu Sprache zu Gegenüber findet nun mal viel Runterbrechen, Vereinfachung und Assimilation statt, sodass man kaum erwarten darf, mehr als Vagheit zu greifen zu bekommen. Besser also Gefühle in sich aufnehmen, Äußeres beschreiben, die Bastionen des scheinbar Unübersetzten starkhalten und sich auf die Verständigung stützen, die trotz ihrer klaffenden Lücken Gemeinsames schafft.

Wie geht man aber dann auf die Fragen der Gäste ein, die die Schule besuchen? Bloßes Einfühlen hilft nicht dabei zu erklären, dass die Menschen auf Sansibar trotz ihrer meist positiven Ausstrahlung oftmals großes Leid erfahren, dass Leute Träume haben und zum Teil hart arbeiten, um diese zu realisieren, dass Bildung nicht das größte Problem der Insel ist und

dass junge Influencerinnen und Influencer, die sich bei dem Übergeben großer Spendengelder im Rahmen muslimischer Feste selbstgefällig filmen, von der dortigen Bevölkerung nicht aus Neid ungern gesehen werden. Das sind grundsätzlich Sachverhalte, die man auch als Europäer nachvollziehen kann, immerhin sind Heuchelei, Träume und Leid universelle Erfahrungen, doch blieb für mich bis zuletzt das Element des schlecht Übersetzbaren, weil um einen verständlichen Kern eine Schale ungefüllt, unverstanden bleibt.



*Am Strand auf Zanzibar*

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich gemerkt habe, dass es nicht meine Aufgabe sein kann, die Welten der hier wohnenden Menschen an deutsche Reisende anzupassen und Verständnis zu schaffen, da zu viel bei meinen Erklärungen und Übersetzungen verloren geht. Nachdem mich diese Erkenntnis zum Ende meines Aufenthalts letztlich ereilt hatte, habe ich stattdessen meine Eindrücke als genau solche geteilt und den deutschen Gästen immer empfohlen, sich

einfach selbst mit möglichst unterschiedlichen Leuten vor Ort auszutauschen. Interessanterweise war das genau, was sie hören wollten; die Zeiten von David Livingstone und Joseph Conrad scheinen wohl endgültig zu schwinden: Wer möchte schon wagemutige Berichte über die „wilde Fremde“ und ihre Einwohnerinnen und Einwohner hören, wenn man sich während einer Delfintour oder Führung durch den Jozani-Wald von den Erzählungen der örtlichen Reiseführer berieseln lassen kann oder bei dem Besuch der örtlichen Waisenhäuser das echte, authentische Leid beobachten und durch großzügige Spenden scheinbar lindern kann?

Bei diesen Überlegungen, die mich auch nach meiner Abreise sicherlich beschäftigen werden, bildet sich ein sonderbarer Geschmack in meinem Mund; meine Aufmerksamkeit schweift zurück in das Café, zu meinen freundlichen Bekannten und bekannten Freunden. Ich nehme einen Schluck Mango-Lassi und muss wegen einer besonders verführerischen Anspielung des Inders prusten. Süßsaurer Geschmack nimmt die funkelnde Bitterkeit, die sich in dem Blick der Cafébesitzerin für den Bruchteil einer Sekunde spiegelt, der unverständige Blick des Lehrers pendelt zwischen beiden hin und her und bleibt für eine Erklärung an mir hängen, das Eis um den Joghurt schmilzt wie die Unmöglichkeiten dieser Runde, die wahrscheinlich für ein letztes Mal in dieser Konstellation zusammengekommen sein wird.

Hannes Hoppe

Im Juni 2024

Geschrieben für das Zentrum für Lehrerbildung der Universität Münster

anlässlich meines Aufenthaltes auf Sansibar vom März bis Juni 2024

Zu Händen Frau Adeline Weinberg und Frau Doktor Nina Harsch